

**31. Auf der Morgue.**

Es war Mitternacht, als Treverton die Treppe zu seinem Schreibzimmer hinauf stieg, welches hell erleuchtet war, da er die Gewohnheit hatte, spät am Abend zu lesen oder zu schreiben. Diesen Abend hatte er kein Verlangen, zu schlafen. Er hob den Vorhang auf, welcher zwischen diesem und dem nächsten Zimmer hing, und sah in das Schlafzimmer hinein. Laura war eingeschlafen. Treverton beugte sich herab und küßte die thränenfeuchte Wange. Dann wandte er sich mit einem Seufzer ab.

Lange saß er vor dem Kamin, starrte in das Feuer und überdachte sein vergangenes Leben und seine vielfachen Thorheiten.

Wie leichtsinnig hatte er die goldene Freiheit weggeworfen! Ohne an die Zukunft zu denken, hatte er sich an eine Frau gebunden, für welche er nur eine vergängliche, phantastische Liebe empfand, und von deren Vergangenheit er fast gar nichts wußte. Nun, er hatte diese Unbesonnenheit theuer genug bezahlt. Er versuchte, sich alles ins Gedächtniß zurückzurufen, was seine Frau ihm jemals über ihre Kindheit und Jugend gesagt hatte, aber er konnte sich nur erinnern, daß sie über die Vergangenheit sehr schweigsam gewesen war.

Nur ein einziges mal an einem Sommersonntag abends, als sie beide von einem Ausflug auf dem Lande zurückkamen, und Zaire's Zunge durch Champagner gelöst war, hatte sie von ihrer Reise nach Paris erzählt, von dieser langen, einsamen Reise, während welcher sie so wenig Geld in der Tasche gehabt hatte, daß sie nicht einmal gelegentlich ein Stück weit in einem Omnibus mitfahren konnte, sondern froh sein mußte, wenn sie in einem leeren Wagen oder auf einem Lastfuhrwerk ein Stück umsonst mitgenommen wurde. Sie hatte erzählt, wie sie in Paris müde und durstig eingezogen war, vom Kopf bis zu Füßen mit weißem Staub bedeckt, als ob sie aus einer Mühle käme, und wie die ungeheure Stadt mit ihren Milliarden von Lampen und Stimmen, dem Geräusch und dem Donner der Räder sie ganz betäubt hatte, als sie an dem Kreuzungspunkt zweier großer Boulevards stand und die endlosen Straßen hinab sah. Sie hatte ihm von ihrer Laufbahn in Paris erzählt, die sie als Wäschermädchen begonnen hatte, und wie eines Sonntag abends im Château des fleurs nach einer Quadrille ein Mann sich ihr genähert habe — ein fetter Mensch mit einem grauen Bart und einer großen, weißen Weste — und sie gefragt habe, wo sie tanzen gelernt habe, und wie sie ihm lachend gesagt habe, sie habe es nie gelernt, das sei alles natürlich bei ihr, wie essen und trinken und schlafen. — Und dann hatte er sie gefragt, ob sie gern eine Tänzerin an einem Theater werden und ein Kleid von goldenem Gewebe und weiße, seidene Schuhe, mit Gold gestickt, tragen wolle? — Und sie hatte gesagt, ja, solch ein Leben würde ihr gerade gefallen, worauf der Herr in der weißen Weste ihr sagte, sie solle um elf Uhr am nächsten Morgen sich in einem gewissen, großen Theater auf dem Boulevard melden. Sie gehorchte und fand den Herrn in seinem Privatzimmer im Theater, wurde engagirt als eine von hundertundfünfzig Figurantinnen mit einem Einkommen von zwanzig Franken die Woche.

„Und von da an bis zu der Zeit, wo ich der Stern in dem Studententheater wurde, war es leicht,“ sagte La Chicot mit einem übermüthigen Nicken auf ihren rothen Lippen. „Wenn ich einen andern Mann bekommen hätte, so wäre ich der Stern auf einem Boulevardtheater geworden, und die Zeitungen würden Artikel über mich schreiben.“

„Hast du jemals den Wunsch gehabt, nach Auray zurückzukehren, um deine alten Freunde zu sehen?“ fragte Jack einmal verwundert über ihren kalten Egoismus.

„Ich hatte keine Freunde in der Bretagne, die mir so viel werth gewesen wären,“ erwiderte Zaire mit den Fingern

schnippend. „Alle hatten mich schlecht behandelt, mein Vater war ein wandelndes Apfelweinfäß, meine arme Mutter, — nun, ich kann sie bemitleiden, weil sie so elend war, — zankte und keifte, es war eine Wohlthat für uns alle, als der gute Gott sie zu sich nahm.“

„Und du habtest niemand sonst, der dir theuer war?“ fragte Jack nachdenklich, „keinen Liebhaber?“

„Liebhaber?“ rief La Chicot, und ihre großen Augen funkelten zornig. „Was sollte ich mit einem Liebhaber? Ich war erst neunzehn Jahre alt, als ich jenes Nest verließ.“

„Man hat schon in diesem frühen Alter von Liebhabern gehört,“ bemerkte Jack in ruhigem Tone. Aber dann hatte seine Frau nie wieder über ihre Vergangenheit gesprochen.

Jetzt ließ John Treverton, der Gebieter von Hazlehurst, Gemahl einer Frau, die er anbetete, ganz verschieden von jenem sorglosen Jack Chicot, der niemals um den folgenden Tag sich kümmerte, seine Gedanken in die Vergangenheit zurückschweifen und sah, wie in einem Gemälde, jene Scene, welche damals einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Ein Zwischenfall in seinem Eheleben hatte seine Verwundung erregt. Seine Frau war nicht gefühlvoll oder leicht zu rühren, und doch hatte sie bei jener Gelegenheit sich ebenso empfindsam für Mitleid und Schrecken gezeigt, wie ein Mädchen von siebzehn Jahren.

An einem Sommerabend waren sie am Ufer der Seine spazieren gegangen und unterhielten sich damit, den Verkehr auf dem Fluß zu betrachten. So waren sie bis zur neuen Brücke gekommen, welche mitten in der Stadt liegt.

„Wir wollen hinübergehen und den Dom Notre-Dame betrachten,“ sagte Jack, für welchen die alte Kirche großen Reiz hatte.

„Bah!“ rief sie. „Was ist das für ein Einfall, die alten Steine anzustarren?“

Sie gingen über die Brücke und näherten sich langsam der schönen, alten Kathedrale. Während er das prachtvolle Westportal betrachtete, schweiften ihre Augen links und rechts.

„Sieh doch,“ rief sie, plötzlich den Arm ihres Mannes erfassend, „da ist etwas geschehen! Sieh, welche Menschenmenge! Ist es eine Prozession oder ein Unglücksfall?“

„Ich glaube, es ist ein Unglücksfall,“ erwiderte Chicot, die Straße hinabsiehend, wohin eine Menschenmenge eilte, „es ist besser, wir machen uns aus dem Staube!“

„Nein, nein,“ rief die Frau neugierig, „wenn da etwas zu sehen ist, so wollen wir es sehen.“

„Ich fürchte, sie bringen irgend einen armen Teufel auf die Morgue.“

„Gleichviel, das müssen wir sehen!“

So wurden sie von der hastigen Volksmenge mitgerissen und hörten die Gespräche der Zuschauer, von denen jeder dieselbe schreckliche Geschichte anders erzählte.

Ein Mann war auf dem Boulevard überfahren worden, ein Seemann aus der Provinz. Die Pferde hatten ihn umgeworfen, die Räder einer hohen Equipage waren über ihn weggegangen.

„Er war todt, als man ihn aufhob,“ sagte der eine.

„Nein, er sprach und schien kaum verletzt zu sein,“ sagte ein anderer.

„Er starb, noch ehe man die Tragbahre brachte, um ihn in ein Hospital zu bringen,“ sagte ein dritter.

Und nun wurde er nach der Morgue gebracht, dem berühmten Schauhaufe in der Nähe des Flusses. Er wurde inmitten einer dichten Volksmenge fortgetragen, unter einer Decke, welche ihn allen diesen neugierigen Augen verbarg.

Jack und seine Frau wurden von der Menge mitgeschoben an der großen Kathedrale vorbei, am Flußufer hinab bis zu dem Thore des Schauhauses.

Hier kam die Menge zum Stillstand. Niemand, außer dem Todten und seinen Trägern und einigen Schulreuten, wurde eingelassen.

„Wir müssen warten, bis sie seine Toilette gemacht haben,“ sagte La Chicot, „dann können wir hineingehen und ihn sehen.“

„Was?“ rief Jacq. „Du wirst doch nicht ein Stück zerschmetterter Menschheit anschauen wollen? Es muß ein schrecklicher Anblick sein!“

„Im Gegentheil,“ sagte jemand neben ihnen in der Menge, „das Gesicht des armen Menschen ist nicht verletzt. Er ist ein hübscher Bursche, von der Sonne gebräunt, ein Seemann.“

„Wir wollen hineingehen und ihn sehen!“ sagte La Chicot eifrig, und wenn sie etwas thun wollte, so that sie es immer.

So warteten sie vor der Thüre im Gedränge, bis sich etwa zwei Drittel der Leute zerstreuten, denen es zu lange dauerte. La Chicot wartete mit hartnäckiger Geduld, welche einen Zug in ihrem Charakter bildete, wenn sie einmal etwas beschloffen hatte. Auch Jacq wartete geduldig und beobachtete die Gesichter in der Menge mit künstlerischen Augen. Die halbe Stunde verging, die Thüren wurden geöffnet und die Menge drängte sich hinein, wie in ein Theater oder einen Circus.

Da lag er, der neue Antömmeling, hinter einer Glasscheibe, von der Sonne beschienen. Es war ein ruhiges, gebräuntes, bärtiges, hübsches Gesicht mit starken Augenbrauen und kurz geschorenem, schwarzem Haar, mit Ringen in den Ohren und auf dem einen nackten Arm war eine rothe Inschrift tätowirt. Es war ein Schiff, eine Rose und einige Worte: „Gewidmet der heiligen Anna von Auray.“ Der Mann war zweifellos von Auray, La Chicots Heimath. Jacq wandte sich an seine Frau, um ihr dies mitzutheilen. Sie stand neben ihm, bleich wie der Leichnam hinter dem Glas, mit verzerrtem Gesicht, und große Thränen rollten über ihre Wangen.

„Kennst du ihn?“ fragte Jacq.

„Nein, nein,“ schluchzte sie, „aber es ist zu schrecklich. Führe mich fort, oder ich bekomme eine Ohnmacht.“ Er drängte sich mit ihr durch die Menge an die freie Luft.

„Du hast deine Kraft überschätzt,“ sagte er ärgerlich über die Thorheit, welche sie einer solchen Erschütterung ausgesetzt hatte, „du solltest einen solchen schrecklichen Anblick meiden.“

„Jetzt wird mir besser,“ erwiderte La Chicot; „es ist nichts!“

Aber es wurde nicht besser. Sie weinte hysterisch den ganzen Rest des Tages, und am Abend hatte sie sich kaum niedergelegt, als sie wieder vom Bett aufsprang, heftig schluchzte und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Lasse mich ihn nicht sehen!“ rief sie leidenschaftlich. „Jacq, warum bist du so grausam, daß du mich ihn sehen lässest? Warum hältst du mich an das Glas, und zwingst mich, ihn anzusehen? Führe mich fort!“

Jetzt dachte John Treverton an diese seltsame Scene vor fünf Jahren und fragte sich, ob nicht irgend ein Band zwischen diesem Manne und Zaire Chicot bestanden habe.

### 32. In Liebesbanden.

Ogleich Georg Gerard beschloffen hatte, Beauchampton mit dem ersten Zug am Montag zu verlassen, und obgleich er an

der Reinheit von Eduard Clares Absichten zu zweifeln begann und in der Gesellschaft dieses jungen Mannes sich unbehaglich fühlte, gab er doch dem freundschaftlichen Zureden der Pfarrerin und ihrer Tochter nach, beim Anblick des dunkeln Himmels und des strömenden Regens. Sie hatten sich in früher Stunde im Speisezimmer zusammen gefunden und Celia goß dem scheidenden Gast Thee ein.

„Sie dürfen an einem so trüben Morgen nicht abreisen,“ sagte die Pfarrerin mit mütterlicher Freundlichkeit. „Ich würde in solchem Wetter Eduard nicht fortlassen.“

Er dachte an die Beschwerden einer Reise in der dritten Wagenklasse, und dann schweiften seine Augen durch das hübsche, behagliche Speisezimmer und von dem Zimmer auf die Insassin Celia, in ihrem dunkelblauen Winterkleid, mit Kragen und Manschetten nach der neuesten Mode.

„Warum redest du Mister Gerard ab, Mama?“ fragte Celia. „Siehst du nicht, daß wir so entsetzlich langweilig hier sind, und Herr Gerard Eile hat, von hier fort zu kommen?“

„Ich wünschte, Sie wüßten, wie grausam Ihre Worte sind, Miß Clare,“ sagte Gerard mit einem ernsten Lächeln.

„Warum grausam?“

„Weil sie mich unwissentlich an meine Armut erinnern. Die acht oder zehn Patienten, welche ich morgen früh besuchen sollte, sind für mich höchstens hundert Pfund jährlich werth, und doch darf ich kaum wagen, dieses unbedeutende Einkommen zu vernachlässigen.“

„Wie werden Sie nach Jahren auf diese Tage lachend zurückblicken, wenn Sie in Ihrer Equipage zum Bahnhof fahren, um insolge eines königlichen Telegramms nach Windsor zu fahren!“

„In Erwartung der königlichen Telegramme,“ sagte Gerard, „sind vorläufig meine wenigen bezahlenden Patienten von großer Wichtigkeit für mich, und es sind einige kritische Fälle darunter.“

„Arme Menschen! Ich bin überzeugt, sie können alle warten!“ sagte Celia. „Vielleicht thut es ihnen gut, ihre Behandlung für einige Tage zu unterbrechen.“

„Es ist wahr, ich habe einen Freund, welcher nach allem sieht,“ sagte Gerard schwankend, „wenn ich meiner eigenen Neigung folgen wollte, so würde ich sicherlich bleiben.“

„Dann folgen sie ihr!“ rief Celia. „Das thue ich auch immer. Mama, gib Mister Gerard etwas Speck und Kartoffeln, während ich Peter nach dem Gasthof sende, um sagen zu lassen, daß der Omnibus hier nicht anzuhalten braucht.“

„Ich fürchte, Ihrer gütigen Gastfreundschaft zur Last zu fallen,“ sagte Gerard, als Celia das Zimmer verlassen hatte.

„Nicht im geringsten, ich bin glücklich, einen Freund meines Sohnes zu bewirthen.“

Gerard's bleiche Wangen rötheten sich bei diesen Worten. Er fühlte, daß er sich in einer schiefen Lage befand. Jedermann hielt ihn für einen intimen Freund von Eduard, während ihm schon klar geworden war, daß er Eduard niemals zu seinem Freunde machen könne. Aber für Eduards Mutter und Schwester hegte er herzlichere Gefühle.

(Fortf. folgt.)

## An die falsche Adresse.

Von Marie Treuter = Brandenburg.

Kommerzienrath Spiegelthal's Abele hatte Bekränzchen. In dem luxuriös ausgestatteten Boudoir der einzigen Tochter des Millionärs waren fünf junge Mädchen versammelt, alle in dem wonnigen Alter von 16 bis 18 Jahren. Wie ein Kranz duftiger Frühlingsblumen umrahmten die hellen Gestalten den stierlichen Marmorthisch.

Abele Spiegelthal, eine hübsche Brünette mit einem hochnütigen Gesicht, blickte in unruhiger Erwartung auf die Thür. Die Pendule auf dem schwarzen Marmorkonsol unter dem Goldrahmspiegel verkündete mit hellem Klang die sechste Stunde.

„Sie kommt wieder nicht. Warten wir nicht länger,“ sagte sie mit einem ärgerlichen Achselzucken und setzte die Tischglocke in Bewegung.

„Den Thee!“ herrschte sie den eintretenden Diener an.

„Unerbört! Was sie sich nur einbildet! Ich würde sie nicht wieder einladen. Sie kann froh sein, daß du mit ihr verkehren willst,“ riefen die Mädchen entrüstet durcheinander.

„Verkehren?“ rief Abele zornig. „Ich will nicht mit ihr verkehren. Ich mag diese Betti-Prinzessin nicht leiden und habe sie

nur eingeladen, weil ich keinen bessern Ersatz für Betti v. Reden augenblicklich finden konnte.“

„Sedenfalls glaubt sie, weil ihr verstorbenen Vater General und ihre Mutter eine geborene Gräfin, sie könne darum mit Bürgerlichen nicht verkehren,“ warf Greta Holm, eine entzückende Blondine ein, welche ebenfalls die Tochter eines Emporkömmlings war.

„Ach, ich kann alle Tage einen Grafen heirathen,“ sagte Abele geringschätzig. „Graf Schlieben zeichnet in jeder Gesellschaft nur mich.“

„Und Paula v. Eichenbach aus. Das ist ein offenes Geheimniß,“ fiel ihr ein lang aufgeschossener Backfisch, der im Gegenfatz zu seiner Länge „Mignon“ genannt wurde, malitios in die Rede.

Abele war der Boshafsten einen bitterbösen Blick zu, dann suchte sie hochmüthig die Achsel.

„Die thut mir keinen Schaden,“ lachte sie verächtlich auf, „sie ist arm wie eine Kirchenmaus. Sie kann froh sein, wenn sie dereinst ein Subalternbeamter heirathen würde.“



„Schrei nicht so, Adele,“ rief die dicke, gutmütige Tilla Sebatron, „die stolze, schöne Paula und einen Subalternbeamten, horrible!“

„Uebrigens ist Schlieben selber reich,“ warf Mignon ein. Adele beachtete den Einwurf nicht. „Gerade einen Subalternbeamten,“ fuhr sie in zorniger Erregung fort. „Sie müßte einmal so recht ordentlich gedemüthigt werden, das stolze, hochmüthige Geschöpf. Ich glaube übrigens, sie arbeitet mit ihrer Mutter für Geld, um den äußeren Schein des Wohlstandes bewahren zu können.“

„Für Geld arbeiten, psui wie ordinär,“ warf Greta Holm ein. „Wenn ich das wüßte, würde ich überhaupt nicht mit ihr verkehren.“

„Hört meinen Plan,“ rief Adele gebieterisch. Die Mädchen steckten die Köpfe zusammen.

Adele sprach eifrig und mit glühenden Wangen. Ein tiefes Schweigen folgte der langen Rede.

„Aber wenn es herauskommt,“ wagte endlich die sechszehnjährige Anna v. Wildemann die bedeutungsvolle Stille zu brechen.

„Kindskopf,“ schalt Greta Holm, „es kommt nichts heraus, außer wenn du plauderst.“

Adele klingelte und befahl dem eintretenden Diener ihr die neueste Nummer des „Tageblattes“ zu bringen. Nach wenigen Minuten studirten alle fünf, eine über die andere hinweggehend, eifrig die Rubrik der Heirathsannoncen.

Ein Ministerialbeamter (Rath), in den besten Jahren, mit einem Jahreseinkommen von 6000 M. und einem erheblichen Baarvermögen, möchte sich verheirathen. Damen der besseren Stände im Alter von 18–25 Jahren, auch ohne Vermögen, mögen vertrauensvoll ihre Adressen nebst Photographie unter Nr. St. 100 in der Expedition des „Tagebl.“ niederlegen, las Adele triumphirend.

„Entzückend, herrlich, ganz für unseren Plan geschaffen,“ riefen alle einstimmig. „Adele muß schreiben, gleich —“

„Gib dir Paula nicht bei Sendens auch eine Photographie?“ fragte Greta Holm.

„Sie konnte nicht umhin,“ erwiderte Adele gereizt, „sie haßt mich, weil sie mich für ihre begünstigte Nebenbuhlerin hält.“

„Ich opfere das Bild gern,“ fuhr Adele mit forcirter Heiterkeit fort. „Schreiben will ich auch, aber den Namen nicht, nur die Wohnung. O, es giebt einen Hauptspass, wenn der Herr Sekretär oder was er sonst sein mag, um die stolze Paula v. Eichenbach anhalten kommt. Aber schweigen Kinder! Wer plaudert, ist ehelos und ausgegeschlossen von unserer Freundschaft.“ Sie reichten einander im feierlichen Schweigen die Hände.

„Zum Donnerwetter, Kerl, was soll das heißen?“ fuhr der Lieutenant v. Schlieben seinen Burschen an, der neben dem Morgenimbiß seines Herrn einen Chimborasso von Briesen aufstümmte.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, alles von wegen des Hundevieh,“ antwortete der biedere Kaffier mit einem gutmüthigen Grinsen.

„Heiliges Kanonenrohr, mit dem Ballast kann ich ja einen ganzen Hundepark anlegen. Sie können gehen, Wiedenjöbler.“ Der Bursche verschwand.

Der Lieutenant trank ruhig seinen Kaffee, zündete sich eine Cigarette an und begann die Briefe zu öffnen. Aus dem ersten Couvert fiel ihm die Photographie einer Dame entgegen. Bestremdet las er das Begleit Schreiben, dann besah er die Adresse Chiff. N. N. 100. Das stimmte; aber der Inhalt?

„Eine Frau und ein Hund, das ist immerhin ein Unterschied. Nun ich will's mir überlegen.“

Belustigt griff er nach einem andern Couvert. Es enthielt einen gedruckten Prospekt einer renommirten Hundezüchterei. Er legte ihn zur Seite. Aus dem dritten zog er mit einem ironischen Lächeln wieder ein Bild. Aber im gleichen Augenblick verschwand das Lächeln, und in dem hübschen, offenen Gesicht des Offiziers spiegelte sich ein unverhohlenen Erstaunen. Hastig sprang er auf und hielt das Bild gegen das Licht.

Nein, er täuschte sich nicht. Er hielt das Bild seiner angebeteten Paula in der Hand.

„Himmel, Kreuz und noch etwas. Nestt mich ein Spud oder will man mich zum Narren halten?“ polterte der Lieutenant. „Wie kommt das Bild unter die Hunde-Offerten?“

Er riß das Begleit Schreiben aus dem Couvert. Zwei, dreimal las er den von ziellicher Frauenhand geschriebenen Inhalt, ohne indeß mehr davon zu entziffern, als — „drückende Verhältnisse zwingen mich, diesen etwas ungewöhnlichen Schritt zu wagen. Meine Familie befindet sich in einer peinlichen Lage“ — die weiteren Buchstaben verschwammen vor seinen Augen.

Himmel, mußte es so weit kommen. Seine Paula, seine angebetete Paula wollte sich opfern für die Ehre ihrer Familie. Und er hatte keine Ahnung, er glaubte, sie lebte in glänzenden Verhältnissen; er hatte es nicht gewagt, dem stolzen Mädchen seine Liebe zu gestehen, er der begüterte Graf und nun . . .

Doch der Himmel hatte ein Einsehen gehabt. Er spielte ihm

das verhängnißvolle Schreiben in die Hände, damit noch alles gut werden sollte. In glühender Leidenschaft drückte er das Bild an seine Lippen, dann riß er wie toll an dem Klingelzug.

„Meine beste Uniform, Schärpe und Helm und um 12 einen Wagen,“ herrschte er den verdutzten Burschen an. „Sobald tragen Sie den ganzen Kram,“ er deutete auf die Briefe, „wieder in die Expedition und sagen, man möchte die Briefe gefälligst fortiren. Es scheint mir dort eine heillose Verwirrung vorgekommen zu sein.“

Der Bursche stand noch unschlüssig. „Herr Lieutenant,“ begann er zögernd. „Das alte Mamiell, was gehört das Haus, hat verboten alles Hundevieh im Hause, von wegen die schwarze Kater.“

Der Lieutenant lachte laut auf. „Lach gut sein, alter Junge, und ängstige dich nicht wegen der alten Schachtel. Wir ziehen aus in eine schöne prächtige Wohnung, wo uns keiner etwas zu verbieten hat; da giebt's nur freundliche Gesichter, gute Bissen — auch für dich — kurzum, wir heirathen.“

Punkt 1/2 1 Uhr stand der Lieutenant v. Schlieben in dem Salon der Generalin v. Eichenbach.

Sein Herz klopfte unter der Uniform, die knapp seine hohe Gestalt umschloß. Wie würde Paula, wie die Generalin seine plötzliche Werbung aufnehmen? Aber er hatte der Ersteren ja so unverhohlen den Hof gemacht, sie mußte ihn verstanden haben. Jetzt betrat die Generalin, eine vornehme, noch immer schöne Erscheinung, den Salon, welcher den Stempel der vornehmen Behaglichkeit, ja mehr noch, des gebiegenen Reichthums trug. Indessen, das war oft nur eine glänzende Außenseite. Der General hatte vielleicht Schulden hinterlassen, überdies hatte Paula einen Bruder. Er war zwar erst Jährlich — aber wie die jungen Leute sind. Herr v. Schlieben mußte das aus Erfahrung.

Die Generalin sah ihren Gast erwartungsvoll an. „Gnädige Gräfin,“ begann dieser mit vor Aufregung zitternder Stimme, „ich bin nicht der Mensch, der durch wohlgeleitete Neben zu glänzen versteht und gerade, wo es sich um das Glück meines Lebens handelt, fehlen mir die Worte. Indessen, ich glaube, Sie werden mich verstehen, meine gnädigste Gräfin, wenn ich Ihnen in schlichten Worten erkläre: „Ich liebe Ihr Fräulein Tochter und bitte unterthänigst um die Hand derselben.“

Wie ein freudiges Leuchten überflog es das Antlitz der Generalin. „Ihr Antrag übertraut mich,“ sagte sie. „Indessen wenn Sie glauben, daß Sie dem Herzen meiner Tochter näher stehen, so wäre ich die Letzte, die einer Verbindung zwischen Ihnen hinderlich sein dürfte. Ihr Vater war der Freund meines verstorbenen Gemahls. Ihr Ruf ist gut. Ihre Verhältnisse sind die besten.“ — „Gnädige Gräfin,“ fiel ihr hier der überglückliche Lieutenant in das Wort. „Alles was ich befinde, gehört auch Ihnen. Versagen Sie schon jetzt.“

Die Generalin sah ihn bestremdet an. Er schlug beschämt und verwirrt die Augen nieder. Eine glühende Röthe überzog momentan seine hohe, weiße Stirn.

Die Generalin lachte beunruhigt und erhob sich, auch der Lieutenant sprang auf. Sie reichte ihm die Hand, die er ehrerbietig an seine Lippen drückte.

„Ich sehe, Sie haben ein gutes Herz,“ sagte sie noch immer lachend. „Augenblicklich jedoch genügen meine Pension und die Nebenuen meiner Güter, um die Bedürfnisse für mich und meine Kinder zu bestreiten.“

Der hilflose, tödtlich verlegene Ausdruck in dem Gesicht des Lieutenant ließ sie verstummen.

„Ich werde Ihnen Paula schicken,“ sagte sie freundlich und ließ den jungen Offizier allein. Dieser verbarnte starre wie eine Bildsäule. Seine Gedanken wirbelten ihm im Kopfe. Was hatte die mysteriöse Heiraths-offerte zu bedeuten?

Herr von Schlieben. Er fuhr jäh zusammen. Vor ihm stand eine holde Mädchen-gestalt mit tief erblähtem Antlitz.

„Gnädiges Fräulein, Paula, theures Mädchen,“ stotterte er. Er konnte eben nicht viel Worte machen. Sie reichte ihm wortlos beide Hände. Sie hatte ihn also verstanden. Thränen traten dem ehrlichen Burschen in die Augen und heftig schüttelte er die zarten, weißen Hände. Seine Küsse sagten später mehr als tausend Worte. Aber erst mußte er über den mysteriösen Brief Gewißheit haben. Er zog das Bild aus der Brusttasche und hielt es seiner Braut unvermittelt vor die Augen.

„Wie kommst du zu dem Bilde?“ fragte sie erstaunt, dann drohte sie lächelnd mit dem Finger.

„Du hast es eskamotirt und zwar bei Spiegelthals,“ sagte sie mit komischem Ernste. „Ich kenne das Bild genau, es hat einen weißen Fleck im Auge. Siehst du's?“ Aber für die arrogante Adele war es noch gut genug.“

Der Lieutenant pfiff leise und verständnißvoll durch die Zähne.

„Cherchez la femme,“ murmelte er und steckte das Bild mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung in seine Brusttasche.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen erhielt Adele Spiegelthal

gleichzeitig mit der Verlobungsanzeige des Grafen Schlieben mit Paula v. Eichenbach einen Brief, welcher nichts weiter enthielt, als die Photographie.

„Spiegelhals find gen Süden gereist, um Neapel zu sehen.“ erzählte eines Tages Paula v. Eichenbach ihrem Bräutigam, „und zu sterben.“ setzte sie ein wenig boshaft hinzu — „Oder Heirathen zu vermitteln.“ antwortete er malitios. — „Wie?“ fragte sie, „was sagtest du?“ — „Oh nichts!“ —

## Bunte Zeitung.

† **Judas Ischarioth ein Ehrenmann?** Man schreibt uns aus London: William Story, der bekannte englische Historiker, hat sich die Ehrenrettung dieses Verräthers zur Aufgabe gestellt. Unter dem Titel: „Ein römischer Jurist in Jerusalem“ schreibt er wörtlich: Dieser Jurist war der Vertraute des Centurionen Pilatus, des intimsten Freundes Ischarioths, der ihn als den unglücklichsten und harmlosesten (!) Menschen schilderte, welcher, ohne es zu wollen (?), zum Verräther ward. Wie der Verräther in der Fabel tödtete er den Herrn mit einer von jenen guten (?) Absichten, mit denen die Hölle leider gepflanzert ist. Dem Heiland treu ergeben, strebte er nach einem Mittel, um ihm zum Siege zu verhelfen. Eines schönen Tages kam ihm der Gedanke: „Liefere wir ihn seinen Widerachern einfach aus; da Gottes Sohn oder besser Gott selbst ist, so wird es ihm ein Leichtes sein, sich ihnen Klauen zu entreißen und“ — eibührend zu züchtigen; erst dann wird seine Götlichkeit in so überwältigender Form zum Ausdruck kommen, daß niemand mehr an ihm zweifeln wird.“ Für einen aufrichtig überzeugten Menschen war die Argumentation unanfechtbar. Allein die Thatfachen gaben ihm unrecht, und Judas, enttäuscht, verzweifelt, an nichts und niemand mehr glaubend, erhängt sich. In diesem Sinne dürfte der Sachverhalt auch in dem „Evangelium Judas“ dargestellt gewesen sein, das uns leider nicht überliefert wurde, das aber das hl. Buch der Kanaiter bildete. Diese beteten das zerstörende Prinzip an und widmeten Judas einen besonderen Kultus, weil er ihrer Meinung nach im Besitz der großen Offenbarung gewesen, als er dadurch, daß er Christus verräth, die endgiltige Versöhnung des Menschen mit Gott verhinderte.“

\* **Eine geographische Neuigkeit.** Zwei russischen Forschern, den Brüdern Grun-Obrihimailow, ist es gelungen, die höchst gefährliche Forschungsreise durch das südliche Thian-Schan-Gebirge mit glücklichem Erfolg zu Ende zu führen. Sie sind auch noch nach Süden vorgedrungen bis zum Lob-Noby. Es handelt sich dort um Gebiete, in denen der Europäer nur mit steter Gefahr seines Lebens zu reisen vermag. In Gefahren hat es den kühnen Reisenden denn auch in der That nicht gefehlt. Dafür haben sie aber auch unsere Kenntniß über die Gestaltung des südlichen Centralasiens sehr wesentlich gefördert. Es giebt eben leider in geographischer Hinsicht noch mehr dunkle Gegenden als Herr Stanley's dunkelstes Afrika. Unsere Karten jenes Landes südlich von Thian-Schan sind alle falsch, wie die Erfahrungen der genannten Herren nachgewiesen haben. Es ist dort keineswegs jene Sandwüste, welche die Karte zeigt, sondern durchweg und an manchen Stellen sogar sehr zerklüftetes Land. Also es giebt unter Umständen doch noch Neues unter der Sonne, wenn man nur den Muth hat, ihm nachzuspüren.

\* **Um für den londoner Nebel, der fast ununterbrochen über der Themsestadt lagert, eine Erklärung zu finden, hat ein Korrespondent der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „La Nature“ sich einem ganz eigenartigen Sammelfeld hingeeben. Er hat nämlich während des letzten großen Schneesturms die auf einer acht Daumen breiten Schneefläche liegenden Rauchnieder schläge gesammelt und auf diese Weise 2 g Ruß erhalten. Da nun die Stadt London eine Oberfläche von 110 Quadratkilometer bedeckt, so würden die Rußabsonderungen auf dem ganzen Areal 1000 Schiffstonnen betragen. Bei dieser Quantität kam jedoch nur der Ruß in Betracht, der sich über eine seit 10 Tagen liegende Schneeschicht gebreitet hatte. Zieht man also das Facit für einen ganzen Monat, so erhält man 3000 Schiffstonnen Ruß, und 1000 Arbeiterkräfte würde kaum imstande sein, die Masse fortzuschaffen. Es ist daher leicht ersichtlich, daß — was übrigens längst behauptet worden ist — nur die Fabrikschote und Dampfschiffe für die auf London lastende schwarze Wolkenwand verantwortlich gemacht werden können.**

\* **Paris — Seehafen.** Der für dieses Projekt eingesetzte Studienauschuß hat seinen Bericht erstattet. Der zwischen Paris und Rouen zu grabende Schiffahrtskanal würde 182 km lang und 6,20 m tief sein. Ein Hafen für Seeschiffe würde zwischen St. Denis und Cléry, fünf Kilometer würden zu Andelys, Bernon, Mantès, Boissy-Michères und Argenteuil angelegt werden. Die Baugesellschaft schätzt die Kosten auf 150 Millionen, beansprucht weder Zinsbürgschaften noch Zuschuß, aber Konzeption des Kanals auf 99 Jahre. Sie würde eine Abgabe von 3 Frs. pro Tonne erheben, wenn Seeschiffe nach Paris kommen, und

die Hälfte für die Rückfahrt. Für die Zwischenstationen würde ein Zonentarif zu Grunde gelegt werden. Außerdem fordert die Gesellschaft 25 Cent. Pilotengebühr für die Tonne und die Hafengebühren. Von den auf den veränderten Fragebogen eingelaufenen 345,027 Antworten sind nur 13 überhaupt gegen einen Schiffahrtskanal und 198 gegen das vorliegende Projekt. Es waren um ihre Meinung befragt worden: General- und Gemeinderäthe, Handels- und Gewerbekammern etc. Gegen die Ausführung des Kanals sind: die Flußschiffahrtskammer, die Weisbahn und die Handelskammern von Dieppe, Rouen und Bordeaux. Auch der Ober-Ingenieur der Seineschiffahrt und der Oberath der Brücken und Chaußeen im Bauenministerium haben gerathen, das Projekt abzulehnen.

\* **Was ist ein Gigerl?** Ein zeitgenössischer österreichischer Dichter beantwortet diese Frage mit folgenden Versen:

Im Knopfloch a Hoferl,  
A recht a weit's Hoferl,  
Im Aug' a Monofel,  
A ganz a kurz Hoferl;  
Statt Frau sagt er „Gau,  
Wenn er grüßt, sagt er „Tschau,  
D' Arm halt er wie Flügerl,  
Seg'n's, das is a Gigerl.“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der hundertjährige Geburtstag Theodor Körners am 23. Sept. wird in besonders festlicher Weise in des Dichters Geburtsstadt Dresden gefeiert werden. Das königliche Hofschauspiel wird außer einem Prolog die literarisch interessante Darbietung eines bis jetzt völlig unbekanntem Theaterstückes Körners, dessen Manuscript sich im Besitz des Körnermuseums-Direktors, Hofrath Dr. Emil Weichel, befindet, bringen.

— Auf der Berliner Kunstausstellung wird auch ein von Bruno Binstow gemaltes Porträt des Reichskanzlers v. Caprivi aufgestellt werden.

— Aus Paris wird berichtet: Zum Nachfolger Meiffonier's in der Académie des Beaux-Arts wurde gestern der Maler Jean-Paul Laurens gewählt.

— Der Altmeister der Bildhauerkunst, Professor Dr. Ernst Hänel, hat, wie aus Dresden gemeldet wird, den größten Theil der Modelle, Skizzen und Abgüsse seiner Werke der königl. Skulpturammlung zum Geschenk gemacht. Diese Sammlung (über 500 Stück) erhält ihre Aufstellung im Lichthof des Albertinums, wo sich bekanntlich neuerdings die königl. Abgusammlung befindet.

b. Berlin, 7. April. Eine tragische Liebhaberin, die sich nach zwanzigjähriger Thätigkeit an einer großen Hofbühne in voller Jugendfröhlichkeit verabschiedet: das ist sicher eine seltene Erscheinung. Berlin ist denn auch — wenigstens das theatralische Berlin — in einiger Aufregung. Frä. Clara Meyer, die seit Anfang April 1871 im königlichen Schauspielhause Gretchen und Klärchen, Thekla und Julie war, scheidet, um sich als glückliche Gattin ins Privatleben zurückzuziehen. Gestern in der neuentworfenen Vorstellung von „Maria Stuart“ wurden der feinen und anmuthigen Schauspielerin, namentlich von ihren jugendlichen Verehrerinnen im Parquet und auf der Gallerie, gewaltige Huldigungen dargebracht. Der arme Schiller, dessen Denkmal doch vor dem Theater steht, mußte darunter leiden, denn der Schauspielerin zuliebe hatte man den letzten Ausritt gestrichen und schloß mit Mariens Hinrichtung. Frä. Meyer tritt noch ein „allerletztesmal“ auf; wer weiß, ob es nicht eine kleine Theaterrevolution der Höheren Töchter giebt?

— Die gestrige Aufführung der „Margarethe“ in Mannheim im hätte beinahe einen gleich humoristischen Verlauf genommen wie die skandalöse Lohegrün-Vorstellung am Ostermontag. Der Intendant, Herr Baron v. Stengel, hatte nämlich nach dem zweiten Akte dem Singchore die Mittheilung machen lassen, er werde das heutige Extra-Spielhonorar von einer Mark nicht auszahlen, da schlecht gespielt worden sei. Das Chorperional war über diese fatale Kritik natürlich sehr aufgebracht und erklärte in corpore, nicht weiterzingen zu wollen, wenn jene Weisung nicht sofort zurückgenommen werde. Eine Oper ohne Chor, dies war doch selbst in Mannheim, wo man sich in letzter Zeit an mancherlei gewöhnen mußte, nicht gut möglich, und so gab denn Herr v. Stengel, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe,“ nach.

— Die Münchener Hofoper wird während der Internationalen elektrischen Ausstellung in Frankfurt a. M. daselbst gastiren und zwar auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege — mittels Telephon. Im Münchener Hoftheater sind bereits die technischen Vorrichtungen hierzu angebracht worden.

— Der Verwaltungsrath der bahreuther Festspiele theilt mit, daß der Verkauf der Eintrittskarten zu den diesjährigen Festspielen schon begonnen habe.

